

( ERSCHIENEN IN: R. O'BRIEN (HRSG.), DAS MUSEUM IM 21. JAHRHUNDERT,  
DRESDEN 2007)

HEINER TREINEN

## **Das Museumswesen: Fundus für den Zeitgeist**

---

Analysen des gesellschaftlichen Standortes betrachten das Museumswesen vorwiegend normativ, das heißt, von Aufgaben, Zielen und Funktionen her gesehen. Im Vordergrund des öffentlichen Auftrags wird die Bereitstellung eines kulturellen Potenzials zum lebenslangen Lernen genannt; bemerkenswert dabei ist, dass die Debatten über auftretende Probleme beim Versuch der Erfüllung dieses selbstgesetzten Zieles zu keinem Ende führen.

Ein strukturbezogener Blickwinkel vermag eher den arbeitsteiligen Standort anzusprechen, den das Museumswesen im Rahmen neuzeitlicher kultureller Institutionen tatsächlich, also nachweisbar bespielt. Der Vorzug eines solchen Versuchs besteht darin, Schwierigkeiten bei der Erfüllung des Bildungsauftrags erklären zu können, mit denen Museen durchweg konfrontiert sind.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Es geht nicht um Zweifel am Bildungsauftrag der Museen, sondern um den Nachweis, dass aus normativen Aufgabenstellungen die Struktur des Museumswesens und seine Chancen gerade nicht ableitbar sind.

Immer dann, wenn von ‚Funktionen‘ des Museumswesens die Rede ist, stoßen wir auf Aporien, insbesondere, wenn es um Lernen und Bildung geht.

Institutionalisierte Bildungsaufträge gleich welcher Provenienz setzen präzise, an einem inhaltlichen Kanon orientierte Zielvorstellungen voraus und ferner die Evaluation von Wirkungen bei den Empfängern, um gegebenenfalls den Mitteleinsatz steuern zu können. Gerade diese Kriterien gelten jedoch für

Museen nur in äußerst beschränktem Sinn. Die Entschlüsselung von Besuchsmotiven und Besuchswirkungen als Voraussetzung für eine sinnvolle Steuerung gehören nicht zu den normalen professionellen Tätigkeiten der Museumsmitarbeiter; im Gegenteil: Wie im Milieu aller kulturellen Einrichtungen außerhalb des schulischen und wissenschaftlichen Betriebs sind Wirkungskontrollen geradezu verpönt – und das mit gutem Grund: Einheitliche, auf eine präzisierte und nachvollziehbare Funktion, also auf die Erzielung einer spezifischen Wirkung hin bezogene Objektbestände würden eher als Lehrsammlung und nicht als Museum bezeichnet werden.

Das Potenzial der Museen ist vielmehr eingerichtet auf eine unbestimmte Vielzahl heterogener, aber vorgängig informierter und interessierter Besucher mit unterschiedlichsten Besuchsabsichten, verträglich mit ästhetisch und inhaltlich variierenden Präsentationsstilen und Nutzungsmöglichkeiten. Museen und ihre Sammlungen sind – selbst jedes für sich betrachtet – heterogen in Inhalten und Ausstattung; ihre Objektbestände bilden nur in Ausnahmefällen einen einheitlichen Sammlungskanon ab. Im Gegenteil verweisen die Sammlungsbestände und ihre Interpretationen auf einen Sinngehalt, der nur unter Hinweis auf das Museumswesen als Institution, also unter stillschweigender Einbeziehung aller Sammlungen und Sammlungsbezüge, objektivierbar erscheint. Der Preis für die Breite der Würdigungsmöglichkeiten musealer Präsentationen ist eine bleibende Diffusität, die sich nicht nur in der Unbestimmtheit vorgegebener Zielgradienten ausdrückt, sondern tatsächlich auch deckungsgleich mit den Erlebnissen der Besucher ist.

Nahezu alle empirisch ausgerichteten Studien entdecken in Nachbefragungen vor allem emotionale, aber kaum einheitlich kognitive Erinnerungsspuren des Besuchs. Wirkungen im Sinne einer nachhaltigen und bewussten Übernahme beabsichtigter Bedeutungszuweisungen sind Ausnahmen und treten vor allem bei vorgebildeten und individuell betreuten Besuchern auf. Ganz in Übereinstimmung mit der nie vollständig kommensurablen Vielfalt dargebotener Objekte und ihrer Bedeutungsanreize kommen Besucher nur selten mit speziellen Bildungszielen; „Allgemeinbildung“ ist die häufigste Antwort als Motiv zum Museumsbesuch. Und auch die Hintergründe der Nennung konkreter Besuchsziele unterstützen unser Argument; denn hierbei handelt es sich – sofern sie freiwillig ohne Führung kommen – um Menschen mit Kennerschaft, also um Connaisseurs und Mehrfachbesucher mit vorgängig ausgeprägtem Kulturwissen.

Wirkungsanalysen zeigen denn auch übereinstimmend, dass Besucher kaum im Sinne einer Bildungsausrichtung lernen, die ja auf Erreichung eines bestimmbareren Ziels gerichtet ist. Stattdessen sind durchweg mit persönlichen Reminiszenzen verknüpfte Erinnerungsspuren nachweisbar, wenn auch unklar bleibt, wie diese Spuren später verarbeitet werden. Hypothetisch anzunehmen

ist jedoch, dass auf der Grundlage von erweiterbarem Vorwissen bei einer Vielzahl von Museumsbesuchern der Einfluss von Museumsbesuchen zwar diffus, aber vom Erlebnisgehalt her dennoch beträchtlich ist.

Ein Großteil der Besucher im Haus der Geschichte gab mit Blick auf erlebbare Geschichte dem Museum als Institution absoluten Vorrang vor Geschichtsunterricht, Büchern, Vorträgen, Filmen und Videos; nur das Gespräch mit Zeitzeugen wog gleich viel wie ein Museumsbesuch – ein Anzeichen für die erlebnisstarke Kraft des Museumswesens, wie auch die Angabe der meisten Besucher, das Haus der Geschichte zum Besuch weiter empfehlen zu wollen, und dies auch bei äußerst kritischer Einstellung zur Ausstellung.

Die Schlussfolgerung: Museen sind nicht ausgerichtet auf zielgerichtete Bildungsanstrengungen. Sie erlauben vielfältigen und individuellen Umgang mit den Inhalten, anders als in pädagogisch orientierten Einrichtungen mit ausgebildeten Didaktiken, die Lern- oder Bildungsziele auf Dauer befördern. Dem entgegen fehlen in Museen konsekutive Lehrangebote auf der Grundlage vorweg umrissener Bildungsaufgaben. Das Problem ist nicht neu und so wird ständig und von allen Seiten betont, dass die Museen progressive Innovationen tätigen müssten, um ihrer öffentlichen Funktion gerecht zu werden. Museen aber sind ohne den Einsatz von pädagogisch ausgebildeten Mitarbeitern nicht für eine solche Aufgabe eingerichtet. Sie sind mit ihren heterogenen Inhalten und Bezügen auf einheitliche Bildungsaufgaben nicht vorbereitbar.

Es stellt sich aufgrund dieser Sachlage umso dringlicher die Frage nach dem ‚Sinn‘ des Museumswesens für die Öffentlichkeit; ganz offensichtlich geben zeitgenössische Zuschreibungen und Konzepte wie ‚Bildung‘ oder gar ‚Lernen‘ einen äußerst unbefriedigenden Beitrag zur Umreißung des Stellenwertes der Museen als charakteristische abendländische kulturelle Institution.

Historiker haben längst eine Antwort gegeben: Entstehung und Expansion des Museumswesens (wie der Geschichtswissenschaft überhaupt) seien Folge eines historischen Wandels, nämlich des Verlustes traditionaler Denk- und Verhaltensweisen und einverständlicher Sinnvorgaben; es handele sich beim Museumswesen um eine komplexe Kompensation für das verloren gegangene religiös geprägte Weltverständnis, oder, weniger fundamental ausgedrückt, um eine Kompensation für den Preis des Eintritts in das Zeitalter der Moderne: nämlich den Verlust einer gemeinschaftsstiftenden lebensweltlichen Sinngebung, die bei Einbettung in überkommene Traditionen selbstverständlich sei.

So plausibel die gängige Kompensationstheorie auch erscheinen mag, so zweifelhaft ist der Nachweis ihres wissenschaftlichen Wertes. Der Hinweis auf die Zeitgleichheit des Übergangs zur Moderne mit der Entstehung und Ausbreitung des zeitgenössischen Museumswesens reicht zur Begründung

eines Kausalzusammenhangs nicht aus, ebenso wenig wie die Behauptung der funktionalen Notwendigkeit, eine erschütterte traditionale Sinngebung mithilfe historischer Objektpräsentationen kompensatorisch ausgleichen zu können.

Eher trägt der Gedanke, den Zusammenhang zwischen Religiosität, religiösen und demgegenüber modernes Gedankengut repräsentierenden Objektsammlungen zu untersuchen.

Offensichtlich wäre eine Aussage zu kurz gegriffen, die behaupten würde, dass religiöse Menschen Museen meiden würden, denn das stimmt natürlich nicht. Gleiches gilt für die Kirchen als Institutionen selbst; traditionelle Sammlungen von Reliquien als Heiltümer existieren bis heute neben den Diözesanmuseen.

Anders aber liegt der Fall, wenn Gesellschaften oder Kulturepochen mit homologen, religiös gebundenen, sinnstiftenden Institutionen vergleichend ins Auge gefasst werden. Dort, so scheint es, haben Objektsammlungen mit transzendtem Anspruch Vorrang; Museen in unserem Verständnis als kulturelle Einrichtung gibt es nicht oder nur als seltene Ausnahme.

Hier liegt ein argumentativer Kern. Denn in der Tat ist es so: In segmentären Gesellschaften unter zentralem Einfluss identitätsstiftender Institutionen fehlen Museen als selbstverständliche Kultureinrichtungen. Das gilt sowohl für Asien als auch für Afrika weitgehend bis heute. Nach wie vor scheinen Museen flächendeckend vor allem im nordatlantischen Kulturraum sowie in seinen Einflussregionen wie etwa Japan verbreitet zu sein. Außerhalb dieser kontinentalen Regionen finden wir Museen meist auf Metropolen beschränkt; dazu häufig eingerichtet oder unterstützt von Agenten und Mitarbeitern der UNESCO.

Verfolgen wir diesen Gedanken weiter, indem wir als Grund für die Abwesenheit von Museen nicht Desinteresse aufgrund fehlender Kompensationsbedarfe, sondern Ablehnung diagnostizieren, so stoßen wir auf eine moderne westliche Werthaltung, die integraler Bestandteil der Museumswelt (und global verkündet durch die UNESCO) darstellt und uns – als kulturelle Werthaltung – selbstverständlich geworden ist. Diese Werthaltung ist nicht sinnstiftend im traditionellen Sinn, sondern sägt im Gegenteil an den Stuhlbeinen klassischer sinnstiftender Institutionen. Es handelt sich um die dem Museumswesen eigene Vorstellungswelt, dass unterschiedslos alle menschlichen Kulturen und ihre Leistungen Gleichwertigkeit beanspruchen können. Eine derartige Werthaltung ist in fundamentalistisch-segmentären Kulturmilieus nicht denk- und haltbar, aber eine, die wir alle, so hoffe ich zumindest, gemeinsam in uns tragen.

Die Konsequenz: Museen sind als Einrichtung zur Kompensation verloren gegangener sinnstiftender Traditionen schlecht zu gebrauchen. Es lässt sich eher umgekehrt argumentieren, dass nämlich Museen Teil einer Kulturbewegung darstellen, die – wenn auch indirekt – auf die Schwächung der klassischen sinnstiftenden Institutionen ausgerichtet war und ist.

Im abendländischen Kulturkreis des 16. und 17. Jahrhunderts jedenfalls bedeutete die hinter den Wunderkammern, Kuriositäten- und Naturalienkabinetten stehende wissensbezogene Denkweise den Bruch mit sinnstiftenden Institutionen und ihrem Anspruch auf Kontrolle über Werthaltungen und Bedeutungszuweisungen. Wohlgemerkt: Es handelte sich damals durchaus um direkte Wertkonkurrenzen, wie die Gleichzeitigkeit von Reformation, Sektenbildungen, Gegenreformation und dem Aufstieg der wissenschaftlichen Philosophie bezeugt.

Statt ‚Kompensation‘ also lässt sich mit mehr Berechtigung von einer öffentlichen Darbietung der rational-empirischen Durchdringung der physischen und kulturellen Welten sprechen, also vom bewusst gewollten Wandel von traditionalem hin zum wissenschaftlichen oder zumindest wissensbezogenen Weltbild, das allen Willigen, außerhalb jeder autoritären Hierarchie, zur Verfügung stehen sollte – mit dem Museumswesen als Vehikel und als öffentliche Basis objektivierbarer und sinnlich erfahrbarer Nachweise.

Eine weitere, ebenso plausible wie falsche Erklärung für Existenz und Expansion des Museumswesens bietet die These, das Museumswesen habe die Funktion der Wiederbelebung verschwundener kultureller Traditionen übernommen. Die Anhänger dieser These verweisen dabei auf die wachsende Vielfalt der kulturgeschichtlich orientierten Museen in Zusammenhang mit der Verbreitung von Folklore-Vereinen, historisierenden Erlebnisräumen und Veranstaltungen der *living-history*-Bewegung.

Ohne Zweifel handelt es sich um eine Form des Historismus mit neuen Vorzeichen – aber um eine Wiederbelebung kultureller Traditionen geht es eben nicht. Kulturelle Traditionen lassen sich nicht von außen einsetzen, da sie das Rückgrat real existierender Gesellschaftsstrukturen darstellen. *Living history* nimmt eine materielle Kultur als Vorlage für prozessorientierte museale Präsentationen oder sogar als Mittel experimenteller Archäologie und historischer Analysen. Der Versuch einer derartigen Vergegenwärtigung fremder Kulturen und Epochen lässt sich durchaus als Mittel zur Einleitung oder Vervollständigung von Verstehensprozessen einsetzen und damit als Ergänzung des Ziels kulturhistorischer Museumssammlungen begreifen. Um eine kulturelle Wiederbelebung hingegen handelt es sich nicht, wie unmittelbar aus der Tatsache hervorgeht, dass die Teilnehmer abends und auf Dauer in die westliche Kultur zurückschlüpfen.

Um den welthistorischen ‚Sinn‘ des Museumswesens und die Art seiner Attraktivität für unsere Zeit zu entschlüsseln, bedarf es übrigens keiner großen gedanklichen Anstrengung; ein Augenmerk auf die Supranationalität seiner Strukturmerkmale genügt zur Ortsbestimmung.

Die Gesamtheit von Sammlungen dieser Welt unter der Ägide der UNESCO-Definition von ‚Museum‘ bilden taxonomisch den Komplex dessen ab, was als universal verbreitetes empirisch-rationales Wissen in akademischen Disziplinen verankert ist: Museen präsentieren Objekte, deren Wert sich an Diskursen fachlich gebundener, akademischer Disziplinen orientiert.

Der Zusammenhang von Museumssammlungen und akademischen Disziplinen erschließt sich aus der Ausbildung des wissenschaftlichen Personals und aus der Art der Objektinterpretationen, die überall auf der Welt identische Züge aufweisen, eben weil sie auf den jeweiligen Stand empirisch-rationalen Wissens als Beglaubigung von Authentizität bezogen sind.

Museale Darbietungen sind jedoch nicht auf die jeweiligen Einzelwissenschaften oder Künste reduzierbar. Der sensualistische Aspekt von Museumssammlungen wird durch die Mehrdeutigkeit der Objekte verstärkt, die genau deshalb nicht allein auf ihre akademisch angeleitete Interpretation angewiesen sind. Im Gegenteil: Die museumsspezifische Ausblendung der Darstellung des ursprünglichen Bedeutungskontextes der Exponate erhöht das Potenzial für den Betrachter und Analytiker, subjektive wie objektivierbare Bezüge bei der Würdigung von Exponaten zu entdecken.

Für die entsprechende professionelle Tätigkeit fehlt übrigens ein prägnanter Ausdruck. Man könnte die Ausführenden – also die Ausstellungsgestalter, Designer, Kuratoren und Mitarbeiter – als ‚Wissenschaftskünstler‘ bezeichnen, weil im Museum der Anspruch auf wissenschaftliche Ausrichtung zugleich mit dem Anspruch auf ihre ästhetische Darbietung anhand von Objekten Wirklichkeit werden soll, um dem Publikum kognitiv und phänomenologisch erarbeitete Bedeutungsfelder verständlich zu machen.

Die Institution des Museumswesens, behaupte ich also, ist keine Kompensationseinrichtung; auch dient sie nicht der Wiederbelebung kultureller Traditionen. Sie ist nicht ausrichtbar auf ein spezielles Bildungs- oder Lernziel, sondern gebunden an wissensbezogene Forschungsergebnisse und an kritisch reflektierte Kulturanalysen, die im Wechselspiel von Fachwissenschaftlern und Wissenschaftskünstlern, den Kuratoren also, erarbeitet werden. Die dargebotenen Objekte verweisen auf die emotive Erlebnisfähigkeit von Menschen, denen die Sammlungsgrundlagen als Vermittler kognitiv verarbeiteter kulturelle Bedeutungsfelder vertraut sind, wobei diese anhand redundanter, also mehrdeutiger Objekte Gestalt angenommen haben – in Koppelung mit der Ansprache an die Erlebnisfähigkeit von Menschen, wenn authentische

symbolisch besetzte Artefakte und Naturobjekte sinnästhetisch dargeboten werden.

Der Zusammenhang des Museumswesens mit akademischen Wissensbereichen zeigt sich auch und vor allem daran, wie Forscher und Wissenschaftskünstler auf Forschungsergebnisse und neue kulturelle Analysen reagieren. Die Museumskuratoren und Museumsverantwortlichen sind die ersten, die auf abweichende Forschungsergebnisse zu den Interpretationen ihrer Exponate reagieren. Schulen und Lehranstalten beispielsweise brauchen erheblich länger, bis Forschungsergebnisse im Lehrplan erscheinen.

Das Museumswesen ist – nach den elektronischen Medien – die am stärksten expandierende kulturelle Institution im nordatlantischen Kulturkreis; nicht nur nach der Zahl der musealen Einrichtungen, sondern auch mit Blick auf die phantastische Ausweitung der Museumssparten und ihrer Sammlungsgrundlagen: mit direkter Entsprechung zur rasanten Entwicklung von Grundlagen- und angewandten Wissenschaften, wie dies im Schlagwort von der ‚Wissensgesellschaft‘ zum Ausdruck kommt.

In Zusammenhang mit dem Wechselspiel von ‚Wissen‘ und seiner öffentlichen Darbietung nimmt die mediale Präsenz von Museen und ihren Ausstellungen deutlich zu; es scheint sogar, dass öffentliche Debatten über hochkulturelle Inhalte mehr und mehr über museale Präsentationen statt über andere kulturelle Institutionen verbreitet werden.

Die Existenz der Museen ist jedoch nicht durch Einnahmen über Besucher, Kunden oder Nutzer absicherbar. Die Finanzierung erfolgt bekanntlich in erster Linie über Gebietskörperschaften neben anderen Trägern aus öffentlicher Hand und privater Organisationen – ein deutliches Indiz weniger für Exklusivität, sondern für ihre expressive statt einer instrumentalisierbaren Bedeutung; nicht ihre alltägliche Benutzbarkeit wird vorgeführt, sondern anhand von Exponaten die Widerspiegelung von Bestandteilen einer Wertordnung.

Ebenso abgehoben vom Alltagsgebrauch sind die interpretatorischen Bestimmungen der Exponate, also die Begründung für Aufbewahrung und Ausstellung authentischer Objekte, die vorwiegend nach fachwissenschaftlichen Kriterien erfolgt.

Skeptikern sei gesagt, dass die Gültigkeit dieser Norm nachprüfbar ist und zwar an den Sanktionen der Fachkollegen, falls gegen fachwissenschaftliche Interpretationsregeln verstoßen wird.

Aus alledem geht die Doppeldeutigkeit des Museumswesens zwischen objektiver Komplexität und wissensbezogener Dimensionalität hervor. Die einzigartige Koppelung von Visualisierungen kultureller Diskurse, der Konkretheit ihrer Darstellung und das Versprechen von Authentizität zusammen mit der

Redundanz interpretierter Objekte betont vor allem eines, und zwar die ästhetische und damit die emotionale und wertbezogene Seite des neuzeitlichen, wissensbezogenen Weltbildes, dessen instrumentale und emotionale ‚Kälte‘ gegenüber traditionellen Ideologien so häufig kritisiert wird.

Seit den Kuriositätenkabinetten und Wunderkammern als Kinderstube des neuzeitlichen Museumswesens nahm die Entwicklung den Gang aller damals jungen Institutionen: Prozesse der Verwissenschaftlichung, der Ausdifferenzierung und Professionalisierung lassen Welten zwischen Kuriositätenkabinetten und heutigen Museumspräsentationen aufscheinen. Und trotzdem haben sich einige strukturelle Tendenzen über Zeit hinweg fortgesetzt.

Die Kunst- und Wunderkammern entstehen im Zusammenhang mit dem Beginn der *sciencia nuova* und sind von deren Entwicklung abhängig; es handelt sich um den bis heute anhaltenden Versuch einer rational-empirischen Welterschließung anhand von abbildenden Darstellungs- und Analyseverfahren.

Wissenschaftslogisch gesehen lässt sich die zugrunde liegende Denkweise als ‚sensualistischer Empirismus‘ bezeichnen. Nun muss man wissen, dass der sensualistische Empirismus im Lichte der heutigen Wissenschaftslogik seine Tücken besitzt. Zur Zeit der *sciencia nuova* war er die Antwort auf theologisch und rationalistisch begründete Aussagen über die Welt, indem sich die Forderung nach direkter, objektbezogener Sinneswahrnehmung als Instanz für die Akzeptierung von Theorien und Hypothesen durchsetzte, statt, wie bisher, zur Begründung der eigenen Ideologie auf bestehende theoretische Konstrukte zurückgreifen zu müssen. Die moderne Wissenschaftslogik verlässt sich zwar auch auf Sinneswahrnehmung als Prüfstein für Hypothesen, jedoch mit der Einschränkung, dass jede Sinneswahrnehmung ebenfalls auf theoretischen Vorerfahrungen beruht: im Falle von Museumserlebnissen als Vergleich zwischen vorgängigen und gegenwärtigen sinnträchtigen Erfahrungen.

Im heutigen Museumswesen sind Sensualismus und Theoriebezüge vereint wirksam. Einen Nachhall der älteren empiristisch-sensualistischen Haltung finden wir noch bei manchen Museologen, wenn sie die Wirkung von Exponaten allein aus der Anschauung, ohne begleitende Texte, erreichen wollen: Objekte seien schließlich, anders als Erklärungsmuster, theoriefrei und könnten so als ‚Sache selbst‘ auf den Betrachter ihre Wirkung entfalten.

Objekte aber sind vieldeutig: Das macht sie reizvoll, aber auch hinderlich beim Versuch, die im wissenschaftlichen Diskurs notwendige Konzentration auf spezifische Objektmerkmale zu erreichen. Der eher analytisch ausgerichtete zeitgenössische Wissenschaftsbetrieb übrighens benötigt daher musealisierte Objekte kaum noch – es sei denn als symbolisches Kapital neben seiner überragenden Bemächtigung der heutigen kulturellen Entwicklung.



Das Museumswesen ist jedoch nicht nur öffentlich sichtbarer Ausdruck der wissensbezogenen Grundlagen ästhetisch dargebotener Objekte; es ist gleichzeitig Repräsentant des gegen jede Form von Fundamentalismus gerichteten neuzeitlichen rational-kritischen Weltbildes und enthält die latente Betonung des damit verknüpften humanistischen Wertverständnisses, vor allem eben das der Gleichwertigkeit aller Kulturen, und zwar unter Ausschluss transzendenter Bedeutungszuweisungen, als geistige Voraussetzung und Legitimierung der westlichen Zivilisation, die religiöse Zuwendungen als frei wählbar und zum individuellen Spielraum gehörig betrachtet.

Nichtwestliche Kulturen mit sinnstiftenden Institutionen in Einheit mit Staat und Gesellschaft kennen die Gefahr. Sie wissen zwar, dass die westliche rationale Welterschließung für fast alles Alltagsweltliche gegenüber ihrer eigenen Kultur überlegen ist, jedoch ohne sie unbedingt zu akzeptieren. Die Übernahme rationaler Handlungsbezüge kann infolge von Wertkonflikten trotz kultureller Teilanpassungen Hass erzeugen.

Gerade auch die Eröffnung von Wertkonflikten ist ein Erbe der Wunderkammern des 16. und 17. Jahrhunderts, in der Zeit, als Religion und Religiosität einen unerhörten Aufschwung nahm; man denke nur an Reformation, Gegenreformation, Pietismus, Puritanismus und die mit ihnen verbundenen Religionskriege. Und genau in dieser Zeit der religiösen Übersteigerungen findet sich in den Wunderkammern kaum ein religiöses Stück, kaum ein religiös oder magisch gemeintes Symbol: ein Hinweis darauf, dass Museen Teil einer kulturellen Bewegung waren und sind, die kämpferisch gegen den Anspruch totalitärer Weltanschauungen auf erzwungener Sinnstiftung kollektiver Art gerichtet ist. Und genau aus diesem Grund sind Inhalte und Objektinterpretationen von Museen damals wie heute ungeeignet, Kompensationsbedürfnisse für verloren gegangene sinnstiftende Institutionen zu bedienen: Vor einem musealisierten Altar lässt sich kein Opfer bringen.

Die Wertbasis des neuzeitlichen Museumswesens besteht eben nicht nur aus methodisch-museologisch vorgegebenen Vorgehensweisen, sondern ebenso aus inhaltlichen Vorgaben, wie sie etwa von der UNESCO formuliert worden sind und weltweit Geltung beanspruchen. Es ist die Ehrfurcht gegenüber kulturellen Leistungen, ganz gleichgültig wo und unter welchen Umständen sie entstanden sind. Und dazu gehört Akzeptanz trotz aller Fremdheit als Weltoffenheit, nicht im Sinne der Übernahme fremder Kulturelemente, sondern als Voraussetzung für Verstehensprozesse. Die Präsentationspraxis der Museen orientiert sich an den genannten Werthaltungen, die übergreifender institutioneller Natur sind, auch wenn sie keineswegs durchgängig akzeptiert werden. Ausstellungsmacher in Museen richten sich danach, ohne den Sinn hinter ihrer Tätigkeit reflektieren zu müssen; man ist sozialisiert und enkulturiert in diese Präsentationspraxis mit ihren dahinter stehenden Werten. Diese Werte

übrigens sind im Begriff, rechtlich kodifiziert zu werden. Erinnerung sei an die Diskussion um Kruzifixe und Kopftücher in Schulen, aber auch an den Hintergrund der Diskussionen um Political Correctness mit dem Ziel, auch abweichende Minderheiten zum Zuge kommen zu lassen; möglicherweise ist dies die Entwicklung hin zu einer neuen Form des Kulturstaats.

Sinnstiftende kulturelle Bewegungen und Institutionen – also Kirchen, Tendenzorganisationen und institutionalisierte Weltanschauungen – sind keineswegs ausgestorben oder abwegig geworden: aber staatstragend sind sie nicht mehr. Nichts hindert uns daran, scheinbar verloren gegangene Sinndeutungen selbst zu finden. All diese Wege stehen dem Willen der Subjekte und ihrer privaten Organisationen offen; Sinnggebung ist frei. ‚Werte‘ haben sich gewandelt, aber nicht aufgelöst.

Im Museum sind Objekte zu besichtigen, die wegen ihrer universalen Bedeutung für die Reflexion über kulturelle Entwicklungen gesammelt und ausgestellt werden; den möglicherweise sinnstiftenden Gehalt ihres Ursprungskontextes haben sie in der musealen Ausstellung verloren; den Aspekt des Ausgangspunktes für kritische Reflexionen über ursprünglich sinnstiftende Bedeutungsfelder aber haben sie gewonnen.

Diese Sichtweise – die sich ja auch auf den Umgang mit heiligen Gegenständen bezieht – ist nicht jedermanns Sache. Dazu gehört eine Gesellschaft, deren Kultur tolerante Strukturvergleiche als Werthaltung inhaltlich fordert und die das Museumswesen als Repräsentant solcher Werthaltungen mit universellem Anspruch aufrecht erhält.

Die Wirksamkeit dieses Anspruchs wird sichtbar daran, dass Kulturstaaten sich zur Vermehrung ihres symbolischen Kapitals im Konzert der Nationen immer stärker der Inhalte von Museen bedienen: eine friedliche Konkurrenz um kulturellen Status unter Minimierung nationaler Konflikte. Die phänomenologisch erzeugte Nähe zum gemeinsamen rationalen Weltbild wird besonders deutlich am Gleichklang der Museumsarbeit mit wissenschaftlich technischen und mit akademisch-kulturellen Modernisierungsschüben. Kuratoren reagieren mit wenigen Ausnahmen bei Präsentationen und Objektinterpretationen unmittelbar auf neue Forschungsergebnisse.

Museen – so meine Deutung der Befunde – haben genau so viele Funktionen, wie Gestalter und Betrachter den Objekten mitsamt ihren potenziellen Bedeutungshorizonten zumuten. Genau deshalb bleibt die Zuschreibung von Funktionen der Vielfalt von Museen äußerlich; erst die Analyse ihres Erhaltungskontextes lässt den strukturellen Zusammenhang mit wissensbezogenen Instanzen und der ihnen eigenen grundlagenorientierten Sichtweise ohne Anwendungsbezug erkennen. Museen werden deshalb wie Universitäten und Akademien überwiegend vom Kollektiv finanziert, nur zum geringen Teil von

den Nutzern oder Besuchern, eben weil keine spezifischen, instrumental nutzbar zu machenden Funktionen für die Besucher vorhanden sind.

Museen mit ihren Exponaten und Interpretationen sind eben nicht nachfrageorientiert, sondern angebotsorientiert. Ihre Angebote sind expressiver Natur; ‚Bildungserlebnis‘, ‚Erbauung‘ oder ‚kultiviertes Freizeitverhalten‘ sind unterschiedliche Begriffe für identisches, nämlich für die Suche nach absichtslosem Anschluss an kulturelle Leistungen und Entwicklungen. Hierzu allerdings gibt es neben Museumsbesuchen zahllose Alternativen, und dies lässt eine hohe Elastizität der Nachfrage für Museumsangebote entstehen. Museen müssen auch neben der Dauerausstellung aktiv sein, um die Öffentlichkeit und Interessenten zu erreichen und zu motivieren.

Die Konsequenz: Erklärungen zur Entstehung und Expansion des Museumswesens über Funktionsbestimmungen wie Kompensation, Bedienung der Suche nach Sinnstiftung oder Bildung führen in die Irre. Die Verwendung des Begriffs ‚Funktion‘ ist schon aus logischem Grund leichtfertig. Aus einer gegenwärtigen oder einer eingeforderten Nutzung kann weder auf ‚Zweck‘ noch auf ‚Ursprung‘ begründet zurückgeschlossen werden. Nur wenn mit ‚Funktion‘ konkrete Ziele zusammen mit ihren darauf ausgerichteten Aktivitäten gemeint sind – ob sie nun wirksam sind oder nicht –, ist der Begriff ‚Funktion‘ sinnvoll.

Museumssammlungen, behaupte ich, sind funktionsoffen. Sie ermöglichen aufgrund der Flexibilität ihres Nutzungspotenzials und der Vieldeutigkeit ihrer Exponate die Verfolgung äußerst zahlreicher und unterschiedlicher kultureller Zielvorstellungen. Sie sind aber in der Regel nicht auf die Bedienung spezifischer Funktionen – also auf konkrete Ziele hin – ausgerichtet. Um dies zu tun, bedarf es zusätzlich zur Arbeit an der Sammlung externer didaktischer Mittel, und zwar solcher, die den Sammlungskern unberührt lassen.

Diskussionen um jetzige oder anzustrebende Funktionen des Museumswesens sind, wissenschaftslogisch betrachtet, Debatten um teleologisch orientierte Finalisierungstendenzen. ‚Finalisierung‘ heißt die Unterwerfung einer Institution unter eine funktionale Bestimmung, auf ein äußeres Ziel hin, die sich quasi deterministisch vollzieht. Wenn also dem Museumswesen eine säkulare Kulturbewegung im Sinne einer teleologisch bestimmbaren Entwicklung unterstellt wird (wie etwa die der ‚Kompensation‘), dann impliziert eine derartige Unterstellung zweierlei: entweder, dass der wissenschaftliche Kern von Museumssammlungen vollendet ist und die Arbeit nur noch in der Bedienung einer äußeren Zweckbestimmung besteht – oder aber, dass eben dieser wissenschaftsbezogene Kern in Auflösung begriffen ist und etwa quasireligiöse Orientierungen Platz greifen, die bislang dem Museumswesen fremd sind.

Tatsächlich aber kann eine Finalisierung des integral mit einer säkularen Kulturentwicklung verknüpften Museumswesens – nämlich der so genannten Wissensgesellschaft – nur dann konstatiert werden, wenn drei Bedingungen eintreten oder sich erfüllen:

- a) wenn Ausstellungsexponate explizit und zweckgebunden für das Museumswesen hergestellt werden,
- b) wenn die Objektinterpretationen sich auf metaphysische Grundlagen oder auf religiöse und ideologische Überzeugungen stützen,
- c) wenn die Exponate ihre Ursprungsbedeutung und Nutzungsanmutung ohne kritische Reflexion beibehalten.

Ist eine dieser drei Bedingungen erfüllt, dann wäre in der Tat die Institution des Museums in Auflösung begriffen; andererseits gäbe es erst dann die Rechtfertigung für eine funktionale Bestimmung des Museumswesens.

Die Stärke des Museums ist seine Funktionsoffenheit, die Tatsache also, dass Museumsbesuche für Besucher kaum instrumental verwertbar sind, es sei denn zum emotional stimulierten Nachdenken über das eigene Verhältnis zur äußeren Welt. Scheinbar widersprüchlich ausgedrückt: Die Stärke des Museums ist die Zwecklosigkeit für alltägliche Nutzungen, es sei denn jene der interessenlosen, aber sinnhaft verstärkten Reflexion über die erfahrbare Welt.

Unabhängig von Nutzungen sind die Maximen von Museumspräsentationen gleichgeblieben. Als professionelle Norm gilt, die Authentizität der gezeigten Objekte zusammen mit der Authentizität ihrer Interpretation zu gewährleisten, wobei die gewählten Bedeutungsfelder der Exponate offengelegt werden sollen mit dem Ziel, die gegenwärtige Bedeutung der vorgeführten Objekte aus der Analyse ihres ursprünglichen Zusammenhangs zu erklären oder verständlich zu machen.

Besucherstrukturen, Besucherverhalten, das Imago des Museumswesens und seine Wirkungen lassen sich spiegelbildlich zu diesen Strukturprinzipien des Museums erklären und eben nicht aus seinen angeblichen Funktionen.

Wir wissen, dass die meisten Besucher nicht mit spezifischen Zielen kommen und wenn, dass sie anschließend den unspezifischen Teil der Präsentation wie die übrigen Besucher auf sich wirken lassen. Besucher kommen mit einer Einstellung, die sich auf den Erwerb von Allgemeinbildung bezieht, auf kulturelle Selbstvergewisserung also. Als Vorzüge des Museums gegenüber anderen Bildungseinrichtungen gilt die Erwartung, anhand von Objekten und ihrer fachmännischen Aufbereitung sinnhaft und konkret Authentizität zu erleben, gleichgültig, um welche Bedeutungsfelder es geht.

Nach wie vor wird der Großteil der Bevölkerung nicht erreicht. Grund hierfür ist keineswegs die Ablehnung des Werthintergrundes von Museumssammlungen, sondern die Abwesenheit von Empathie, um die Museumsinhalte würdigen zu können – eine Empathie, die vorgängig zum Besuch erworben sein muss, sei es über weiterführende Schulbildung oder über entsprechende persönliche Beziehungen.

Da Sammlungsinhalte und ihre Bedeutungsfelder – anders als bei ziel- und zweckbestimmten Besuchen – kommunikativ vermittelt werden müssen, ist die Situationslogik des Besuchs von museumsspezifischen Verhaltensnormen und ihren Spielräumen sowie vom Besuchsumfeld abhängig und entscheidend für Einstimmung, Verständnis, Wirkung und Besuchswiederholung. Pädagogisch-didaktische Ziele allerdings bedürfen zusätzlicher Maßnahmen wie fachkompetente Führungen oder Audiohilfen, um Interesse und themenbezogene Konzentration zu wecken und Verstehensleistungen zu fördern.

Ebenso unbestimmt und wiederum spiegelbildlich zur Anmutungsqualität des Museums steht es mit nachhaltigen Erinnerungsleistungen und den Wirkungen der ‚Funktion‘ des Museumsbesuchs für das lebenslangen Lernen.

Alle Studien zeigen Effekte von Museumsbesuchen, allerdings solcher, die weniger als strukturiertes Lernen zu bezeichnen sind, sondern eher den Wirkungen von Massenmedien ähneln: es handelt sich vorwiegend um Verstärkungen oder Abschwächungen vorgängiger Einstellungen und Wissensbestände. Im Unterschied zu elektronischen Medien aber sind visuelle Erinnerungen an Museumsbesuchen auch im Langzeitgedächtnis nachweisbar, und zwar solcher, die Objekterinnerungen mit persönlichen Vorerfahrungen und musealen Interpretationsvorgaben koppeln. Dabei werden Objektinterpretationen eher dann erinnert, wenn sie mit eigenen Bildungserfahrungen übereinstimmen. Ansonsten dienen Objektbeschriftungen der Vergewisserung des öffentlichen Bedeutungsgehaltes und als Nachweis der eigenen Teilnahme an bedeutsamen Kulturwerten.

Die Selektion von Besuchserinnerungen für das Langzeitgedächtnis erfolgt nicht umstandslos; Voraussetzung ist die Einbettung in ein Netzwerk von Freunden und Bekannten mit Austauschmöglichkeiten über kulturelle Erfahrungen. Wo ein solcher Bekanntenkreis fehlt, bleiben die Erinnerungsspuren blass – und umgekehrt gilt: Das Interesse der Gesprächspartner ohne Museumserfahrung wird nach unseren Befunden kommunikativ derart geweckt, dass sie auch unabhängig von museumsbesuchenden Bekannten sich Informationen über das betreffende Haus beschaffen. Wir schätzen, dass auf diese Weise mehr als das fünffache Volumen der Besucher vom Museum indirekt erreicht werden, wenn es um die Diffusion von Sonderaktivitäten eines Hauses geht. Im Unterschied zu Museumsvermeidern ohne Kontakte mit museums-

besuchenden Bekannten besitzen Besucher und informierte Nichtbesucher übereinstimmende und realistische Vorstellungen über das Imago des Museums und seine Erlebnisqualitäten.

Bemerkenswert an diesen Befunden ist die Diffusität und ungeordnete Vielfalt nachträglicher Erinnerungen, was eher gegen die Erfüllung einer Bildungsfunktion spricht, wenn damit die Bindung an einen gemeinsamen Wissenskanon gemeint sein sollte. Derartige diffuse Besuchswirkungen lassen sich aus den Strukturprinzipien des Museumswesens sehr wohl erklären, die weniger spezifische Nutzungen bedienen, sondern den durch emotionale Nähe gespeisten Glauben an die fachlich präzise Bearbeitung von Objekten zusammen mit dem Nachweis ihrer kulturellen Bedeutsamkeit für die sensualistisch gesteuerte, rational durchdachte Durchdringung der Welt.

Durch die erlebnisnahe Kenntnisnahme daran entwickelt sich etwas Eigenes, das wir persönliche Bildung nennen können, in Vielfalt und nicht kontrollierbar.